

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Neb., Donnerstag, den 28. Juni 1917

Auf Umwegen.

Ergählung aus dem Leben, von Hans Degert.

Ein böses Nervenfieber hatte während eines heißen und trockenen Sommers das Dorf S. heimgeführt und namentlich von seinen ärmeren Bewohnern viele hinweggerafft. Der Zimmermann Dörner war als einer der ersten Opfer im blühenden Mannesalter der heimtückischen Krankheit erlegen. Wenige Wochen nach ihres Mannes Tode war auch die hinterlassene Witwe von dem bösen Fieber ergriffen worden. Der Arzt aus dem benachbarten kleinen Städtchen hatte getan, was er konnte. Aber die arme Frau war durch den Gram über den Verlust ihres Gatten und durch die Entbehrungen und Sorgen, die sie seitdem erlitten hatte, so sehr geschwächt worden, daß sie der Gewalt der Krankheit nur zu bald erlag. Heute früh war sie gestorben und lag bleich und starr auf ihrem arbeitsamen Lager. Die drei hinterlassenen Kinder, die nun weder Vater noch Mutter hatten, sahen in dem kleinen Stübchen erschrocken bei einander und weinten ihre heißen und bitteren Tränen. Die Nachbarn aber und Freunde waren am Abend mittelmäßig herbeigekommen, um das Elend mit eigenen Augen anzusehen und der unglücklichen Witwe so viel wie möglich mit Rat und Tat sich anzunehmen.

Unter ihnen befand sich auch der Schmied des Dorfes, Wiffelint, ein brauer und trefflicher Mann. Der Zimmermann Dörner war sein lieber Jugendfreund und Schulfreund gewesen. Beide Männer waren seit ihrer Kindheit und Jugend innig und treu mit einander verbunden gewesen und geliebt. Wiffelint hatte darum auch der Witwe seines Freundes nach dessen Tode alle nur mögliche Liebe und Hilfe in Worten und Werken erwiesen. Da er ein wohlhabender Mann war, so war ihm dies auch nicht besonders schwer gefallen. Der Tod der armen Frau hatte ihn tief erschreckt und betrübt, und er war mit dem festen Entschluß hierher gekommen, für ein anständiges Begräbnis der Verstorbenen zu sorgen und der unglücklichen Kinder sich anzunehmen. Da er selbst keine Kinder hatte, hätte er am allerliebsten die drei Waisen in sein Haus und an seinen Tisch genommen, um ihnen Vaterliebe und Vätertreue zu erzeigen. Aber ein Umstand war es, der ihn davon abhielt. Er hatte eine Frau, die allerdings in ihrem Verufe treu und fleißig war, was er gern anerkannte und so schätzte, wußte, daß sie aber über die Mahnen sparsam und fast geizig zu nennen. Sie wachte mit argwöhnischen Augen darüber, daß ihr brauer Mann, dessen Herzergüte sie kannte, keine unnötigen und unnützen Ausgaben machte. Jede, auch nur die geringste Wohlthat war ihrer Meinung nach eine törichte Verschwendung, da die Armen entweder dieselbe nicht verdienten oder nicht gebührend dafür dankten. Jedes Almosen, das der Schmied schenkte, war ein bitteres Unrecht, das er nach ihrer festen Ueberzeugung sich und seinem Weibe zuzügte, da er dadurch die Griparrnisse schmälerte, die sie für ihre alten Tage machen wollten und mußten. Frau Käthe konnte sich der Sorge nicht erwehren, daß sie zuletzt doch noch Not und Mangel leiden würden, weil ihr Mann viel zu freigebig und verschwenderisch war. Wenn sie auch auf irgend eine Weise erfuhr, daß Wiffelint hier oder da einem Armen etwas geschenkt hatte, so gab es in ihrem Hause sehr schlimmes Wetter. Tagelang, ja wochenlang, machte sie dann ihrem Manne kein freundliches Gesicht. Und wenn unser Schmied nicht alle Tage bitteren Zant und Streit erleben wollte, so mußte er eben sehr vorsichtig sein, sobald er irgend einmal eine Wohlthat spenden wollte, um nur den lieben Frieden in seinem Hause nicht zu stören.

Wiffelint war da um entschlossen, ganz in der Stille, ohne daß Frau Käthe etwas davon erfuhr, für ein anständiges und ehliches Begräbnis der verstorbenen Witwe zu sorgen. Ich sonst aber, so schwer es ihm auch wurde, jeder weiteren Unterstützung der hinterlassenen Kinder zu enthalten, um nicht seine sonst so wackere Frau dadurch zu erbittern und zu erzürnen. Vielleicht fanden sich in dem Dorfe mittelbilde Herzen, die sich der drei armen Waisen annahmen und für sie sorgten. Er tat, was er konnte, um durch Bitten und Zureden die Nachbarn und Freunde dafür willig zu machen.

Seine Worte waren nicht ganz verabschiedet. Eine wohlhabende Bauernfrau erklärte sich bereit, den zehnjährigen Knaben zu sich zu nehmen, weil er, wie sie sagte, doch schon manche leichtere Arbeit verrichten und dadurch die Nahrung und Kleidung, die man ihm gewährte, so ziemlich verdienen könnte. Auch das zwölffährige Mädchen fand aus ähnlichen Gründen bald ein Unterkommen. Aber niemand wollte das jüngste Kind, das sechsjährige Lenchen, das bleich und elend auf seinem Bettchen lag, zu sich nehmen. Alle Leute wußten, daß das arme Kind seit der Geburt schwächlich und kränklich gewesen war. Es war leicht möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich, daß Lenchen noch jahrelang, vielleicht ihr ganzes Leben lang, schwach und krank bleiben würde. Wer sie also in sein Haus aufnahm, konnte wenigstens in der nächsten Zeit keinerlei Hilfe von ihr erwarten, sondern mußte darauf gefaßt sein, mancherlei Mühen und sogar Kosten um ihre Willen zu übernehmen. Und endlich erklärte man sehr bestimmt, daß niemand ein solches Kind aufnehmen könne oder wolle, und daß es darum in das Armenhaus gebracht werden müsse, wo es am allerbesten versorgt und aufgehoben wäre.

Das arme Kind hatte bis dahin allen den Verhandlungen, die man über sein Schicksal geführt hatte, still zugehört und die Leute in der Stube, die ziemlich rücksichtslos über seine Krankheit und deren endlichen Ausgang sprachen, nur mit großen unglücklichen Augen angeblickt. Die Nachbarn und Freunde, die nichts weiter zu sagen und zu tun wußten, verließen einer nach dem andern die Stube und das Haus. Die beiden Geschwister kamen zu Lenchen heran, um von ihr Abschied zu nehmen, da sie mit ihren neuen Pflegeeltern hinweggehen wollten. Nun fiel es dem kleinen, unglücklichen Mädchen schwer auf das Herz, was mit ihr geschah und aus ihr werden sollte. Sie streckte ihre beiden magern Arme hilfesuchend aus und rief unter Tränen und mit jammervoller Stimme: „Ach, nehmt mich doch mit, und laßt mich hier nicht ganz allein!“

Der wackere Schmied, der die Kinder der herzlich lieb hatte, konnte diesen Bitten und Tränen nicht widerstehen. Er trat zu Lenchen heran und beugte sich mittelbar über sie. Ihn hatte das kleine Mädchen, über das niemand sich erbarmen wollte, schon längst zusammert, und er hätte sie am liebsten, ohne weiter etwas zu sagen, in sein Haus genommen, um für sie zu sorgen und ihrer zu pflegen. Aber die Furcht, daß er damit seine Frau heftig erzürnen und dadurch in seinem Hause einen großen und schweren Sturm hervorrufen könnte, hatte ihn bis dahin abgehalten, dem Wunsche seines Herzens nachzugeben.

Lenchen erkannte und küßte sofort, daß der wackere Mann sich über sie erbarmen wollte, und rief deshalb um so heftiger: „Ach, lieber Meister Schmied, bitte, bitte, nehmen Sie mich doch mit, und lassen Sie mich hier nicht ganz allein!“

Alle Bedenken und Sorgen des wackeren Meisters waren jetzt mit einem Schlage überwunden und geschwunden. Er holte tief Atem, als wenn er einen großen und schweren Entschluß faßte, und rief dann in herzlichem Mitleid und Erbarmen: „Ja, mein armes Kind, mein liebes Lenchen, ich lasse dich nicht hier, ich nehme dich mit mir!“ Er küßte die Kleine in ihre ärmliche Decke mit solcher Sorgfalt und Zärtlichkeit, wie man sie seinen berden und rauhen Händen wohl nimmermehr zugekraut hätte, nahm sie so auf seine Arme und eilte mit ihr zur Hütte hinaus, um sie nach seinem Hause zu tragen.

Eine Weile ging unser Meister unter seiner Würde festen Schrittes einher. Aber je näher er seinem Hause kam, desto mehr stiegen allerlei Bedenken und Sorgen in seinem Kopfe auf. Er ging langsamer und immer langsamer, und seine Schritte wurden allmählich immer kürzer und zaghafter. Dort unter der Haustür stand seine Frau und sah nach ihm aus, wußte er gegangen, und wo er so lange gelieben sein möchte. Sie traute zuerst kaum ihren Augen, als sie ihn mit der kleinen Last auf seinem Arm erblickte und erkannte. Dann aber wurde sie ganz starr vor Verwunderung und Schrecken. Und als er endlich nahe genug heran gekommen war, rief sie ihm heftig entgegen: „Was hast du denn da? was soll das sein?“

Meister Wiffelint antwortete ruhig und freundlich: „Es ist das kleine, kranke Lenchen, das jüngste Töchterlein der Witwe Dörner, die heute früh gestorben ist. Ihre beiden Geschwister sind von mitleidigen Bauernleuten mitgenommen worden und darum, wie ich denke, gut aufgehoben und versorgt. Nur dieses arme, kranke Kind wollte kein Mensch haben und so sich nehmen.“

Frau Käthe stemmte trotzig die beiden Arme in ihre Seiten und sprach: „Und da hast du natürlich wieder in deiner Einfalt dir das auf-laden müssen, was die anderen nicht haben wollten! Das siehst dir ganz ähnlich. Aber ich habe da auch noch ein Wortchen mitzureden und lasse mir das nicht gefallen. Im Augenblicke trägst du das Kind wieder dahin, wo du es hergeholt hast!“

Der Meister erwiderte hierauf kein Wort. Er wußte aus langjähriger Erfahrung, daß er dadurch die Sache nur schlimmer machen und, wie man zu sagen pflegt, Del in das Feuer gießen würde. Fest und ruhig schritt er in das Haus, legte das Kind sanft auf ein Bett und küßte die Stube-nur vorsichtig zu. Dann trat er vor seine Frau, die ihm unwillkürlich nachgegangen war und seinem Tun und Treiben ganz verwundert zugehört hatte, und sprach zu ihr: „Ich werde das Kind auf seinen Fall wieder dorthin zurückbringen, wo seine tote Mutter liegt. Das unglückliche, kranke Mädchen soll in das Armenhaus!“ Er setzte vorsichtig hinzu: „So meinten und redeten wenigstens die Frauen, die sie nicht haben wollten. Und da betanlich kleine, kranke Kinder nicht fliegen können, so muß doch jemand da sein, der sie dort hin-trägt!“

„Nun, und warum hast du sie denn nicht sogleich dorthin gebracht?“ fragte die Frau.

„Weil der Vorsteher des Armenhauses heute abend nicht mehr zu sprechen ist“, antwortete der Mann. „Da sie aber in der einlauen Hütte bei der toten Mutter auf seinem Fall bleiben konnte, so habe ich sie mit mir genommen und für diese Nacht in unser Haus gebracht.“

Dies war keine Lüge, die er vor in seiner Verlegenheit sich ausgesagt und geredet hatte. Meister Wiffelint war wirklich der Meinung, daß seine Frau in dieser Angelegenheit ebenso-gut wie er ein Wort mitzusprechen hatte. Er war auch aus diesem Grunde fest entschlossen, das Kind lieber dem Armenhause zu übergeben, als durch die Aufnahme desselben in sein Haus Unfrieden und Zwietracht zwischen sich und seiner Lebensgefährtin zu stiften. Dabei aber hoffte er ganz im stillen, daß Frau Käthe, die durch-aus nicht hartzig war, vielleicht doch durch den Anblick des armen, kranken Mädchens gerührt und um-gestimmt werden möchte.

Es hatte nun freilich den Anschein, als ob er in dieser seiner Hoffnung sich doch betrogen hätte. Denn seine Frau erwiderte trotzig und heftig: „Ich möchte wohl wissen, was ihr das geschadet hätte, wenn sie heute noch geblieben wäre. Die tote Mutter würde ihr ganz gewiß nichts zu Leide getan haben. Kurz und gut, ich will mich mit dem fremden Kinde nicht be-fassen, und du trägst es ungenüßlich wieder fort!“

Nun aber war unser Schmied ganz empört, als er diese Worte hörte. Er rief viel eifriger, als dies sonst seine Art war: „Frau, ich habe mich in dir geirrt. Bisher habe ich immer noch gemeint, daß du eine Christin wärest und darum auch an einen barmherzigen Gott und Heiland glaubtest. Ich habe deshalb gehofft, daß du einem armen, kranken Kinde wenigstens für eine Nacht ein Obdach in unserem Hause gönnen würdest. Aber ich sehe zu meinem Schmerz und Schrecken, daß du keine Christin bist, da du das unglückliche und verlassene Mädchen nicht einmal für eine einzige Nacht aufnehmen und pflegen willst. Es tut mir leid, daß du ein so hartes und erbarmungsloses Herz hast. Aber heute bleibt das Kind unter allen Umständen hier. Dafür bin ich Herr im Hause und werde mich auch von meiner Frau an meiner Christenpflicht nicht hindern lassen. Morgen aber ganz frühe bringe ich die Kleine in das Armenhaus, da sie dort jedenfalls viel besser als bei dir aufgehoben und versorgt ist.“

Meister Wiffelint verließ nach diesen Worten die Stube, deren Tür er hinter sich ziemlich heftig zuschlug, und ging in seine Werkstatt. Er wollte nichts weiter sehen und hören, da die ganze Ausrüstung ihm recht sehr erbittert und empört hatte. Und in der Schmiede mußten die dort herumstehenden und liegenden Geräte und das Handwerkszeug dafür büßen, indem sie in nicht sehr sanfter Weise an ihren Platz gestellt oder geworfen wurden. Frau Käthe war ganz erschrocken in der Stube zurückgeblieben. So etwas hatte sie in der ganzen Zeit ihres Ehestandes bisher noch nicht erlebt. Immer hatte der gutmütige und friedliebende Mann, wenn sie, wie man sagt, ihren Kopf aufgesetzt hatte, sanftmütig stillgeschwiegen und zuletzt ihrem Willen nachgegeben. Diesmal aber war ihre Rede ganz vergeblich gewesen und es sah wirklich so aus, als ob er ihren Worten und

Forderungen hartnäckig Widerstand leisten und seinen Willen durchsetzen wollte. Und was hatte sie noch dazu alles hören müssen! Sie sollte keine Christin sein, sie sollte ein hartes Herz haben! Das war der Dank für alle Liebe und Treue, die sie ihrem Manne so viele Jahre hindurch erwiesen hatte! Und das alles nur darum, weil sie sich nicht ein fremdes Kind aufpassen lassen wollte, das sie in der ganzen weiten Welt nichts anging! Ach, sie war eine arme, unglückliche Frau, die unschuldig verkannt und ungerecht behandelt wurde! Sie wollte lieber tot sein, als leben. Und dann, ja dann würde der böse Mann vielleicht zu spät einsehen, was er an ihr gehabt und wie schlecht er für alle Mühen und Sorgen ihr gelohnt hätte. Sie nahm die Schürze vor ihr Angesicht und weinte bitterlich. Nach einer guten Weile trocknete sie sich die Tränen ab, zündete ein Licht an und setzte sich an das Bett, wo das kranke Kind lag. Sie wollte sehen, ob es wirklich so hilflos und elend wäre, wie ihr Mann sagte. Sie wollte, da es nun doch für diese Nacht in ihrem Hause bleiben sollte, durch die Tat beweisen, daß sie kein hartes Herz hatte. Lenchen blickte die fremde Frau, die so böse Worte geredet hatte, mit ihren großen Augen scheu und furchtsam, bittend und flehend an. Frau Käthe wurde dadurch milder gestimmt und redete dem Kinde freundlich zu, um es auf diese Weise zu beruhigen und sein Vertrauen zu gewinnen. Und es dauerte gar nicht lange, so plauderten die beiden ganz gemütlich und herzlich mit einander.

Meister Wiffelint hatte während dieser Zeit seine Werkstatt, wie er meinte, gründlich eingeäumt. Sein Zorn hatte sich unterdessen auch gelegt, und er war ruhiger geworden in seinem Herzen. Er legte jetzt in sein Haus zurück, trat aber zuvor an das Fenster, um in die hell erleuchtete Stube zu blicken und sich ganz still und unbemerkt nach seiner Frau und dem kranken Kinde umzusehen. Er war ganz erstaunt und hoch erfreut über den Anblick, der sich ihm hier bot. Lenchen lag auf etwas erhöhten Kissen in dem Bette, dahin er sie gelegt hatte, und schaute mit leuchtenden Blicken auf die Frau, die bei ihr saß und freundlich mit ihr redete. Und jetzt — nein, er täuschte sich wirklich nicht — jetzt freilich Frau Käthe lieblos das Angesicht des armen, kranken Kindes. Er hatte genug gesehen und trat nun, als ob nichts geschehen wäre, in das Zimmer.

Frau Käthe, die sich doch etwas schämte, weil sie von ihrem Manne bei dem Bette des fremden Kindes betroffen wurde, stand bei seinem Eintritt sofort auf und ging hinaus, um das Abendessen zu besorgen. Der Schmied setzte sich an ihrer Stelle bei der Kleinen nieder und fragte sie: „Nun, mein liebes Lenchen, wie geht es dir denn jetzt?“

„O, sehr gut!“ rief das Kind, indem sie ihre Augen fröhlich und glücklich leuchteten. „Es liegt sich herrlich in dem weichen Bettchen, und die Mahne (sie meinte Frau Käthe) hat so freundlich mit mir geredet und mich gestreichelt.“ Wiffelint stellte sich, als ob er diese Worte nicht gehört hätte, und fragte weiter: „Bist du denn schon lange krank?“

„Ja, so lange ich denken kann“, antwortete die Kleine.

„Was tut dir eigentlich weh?“ fragte der Schmied.

„Ach, die Weine und der Rücken!“ erwiderte Lenchen leise.

Jetzt kam Frau Käthe in die Stube, deckte den Tisch und rief ihren Mann zum Abendessen. Beide Gatten sahen still neben einander und sprachen mit einander nur, was gerade nötig war. Dabei sah unser Meister mit geheimer Freude, daß seine Frau verstoßen die zurecht wissen nahm, sie für das Kind zurecht machte und demselben an das Bett brachte. Er stellte sich aber, als wäre er nur mit seinem Teller beschäftigt und sah nichts von dem, was um ihn vorging. Die Kleine sah mit sichtlichem Behagen.

„Nun, Lenchen, schmeckt es?“ fragte der Schmied.

„O, prächtig!“ versicherte diese und setzte hinzu: „Ach, die Ruhme ist so gut, so sehr gut!“

„Das ist doch ein liebes, gutes Kind!“ dachte Frau Käthe bei sich selbst. „Sie ist dankbar und sagt es ihm, wie wohl sie sich bei mir fühlt. Nun wird er mir hoffentlich nicht mehr den Vorwurf machen, daß ich ein hartes Herz habe.“ Natürlich tat sie nun auch, was sie konnte, um dem kleinen Kinde ihren Dank und ihre Freude darüber zu beweisen. Unser Schmied aber stellte sich wieder so an, als ob er von dem allen nichts wüßte und hörte. So wurde denn auch über die ganze Sache nicht weiter gesprochen, und die beiden Ehegatten legten sich, nachdem sie einander wie immer:

Gute Nacht! gewünscht hatten, still zur Ruhe nieder.

Am andern Morgen in aller Frühe sprach Meister Wiffelint zu seiner Frau: „Wede jetzt die Kleine und ziehe sie an! Ich will recht bald zum Vorsteher des Armenhauses mit ihr gehen, damit ich zu rechter Zeit on meine Arbeit komme und nichts veräumle.“

„Ach“, erwiderte die Frau, „laß das arme Kind doch noch schlafen! Solche Geile hat die Sache wirklich nicht, und auf einen Tag wird es wohl nicht antommen.“

Der Schmied sagte weiter nichts, hatte aber an dieser Rede seine heimliche und herzliche Freude. Frau Käthe und das kleine Lenchen gewannen im Laufe dieses Tages immer mehr Liebe und Vertrauen zu einander. Das Kind war so bescheiden und artig, und dabei wiederum so dankbar und glücklich, daß die neue Pflegemutter es immer mehr in ihr Herz schloß und es immer gütiger und freundlicher behandelte und pflegte. Unser Meister sah dies recht wohl, hütete sich aber, irgend etwas darüber zu sagen, um die Sache, die so schön ansah, nicht zu stören und zu verderben.

Am zweiten Morgen ging es ähnlich wie am vorhergehenden Tage zu. Wiffelint sprach wieder zu seiner Frau: „Wede die Kleine und ziehe sie an!“

„Warum hast du mit einem Male solche Geile?“ fragte Frau Käthe, und es war ihm ordentlich verwunderlich, wie sanft und leise sie sprach, um das schlafende Kind nicht zu wecken. Und dann bat sie: „Laß das arme Mädchen noch einige Tage hier, damit ich sie ordentlich pflege, ehe wir sie wieder aus dem Hause geben!“

Der schelmische Mann antwortete: „Sie ist mir hier im Wege, und es ist besser, sie kommt endlich dahin, wohin sie gehört.“

Jetzt wurde Frau Käthe aber wirklich böse. „Das arme, kranke Kind ist dir im Wege!“ sagte sie. „Du solltest dich schämen, solche Reden zu führen. Mir hast du vorgeworfen, daß ich ein hartes Herz hätte und keine rechte Christin wäre. Und nun kannst du gar nicht die Zeit erwarten, das kleine Mädchen in das Armenhaus zu schaffen, und behauptest gar, daß das liebe Kind, das doch so still und geduldig in seinem Bettchen liegt, dir im Wege wäre. Du mußt wirklich sehr hartzig sein, wenn du im Ernst also sprechen kannst. Ich aber will mir vor Gott und Menschen nicht einmal den Vorwurf machen lassen, daß ich die Kleine hilflos und lieblos aus meinem Hause gestossen habe.“

So blieb denn Lenchen nicht bloß diesen Tag, sondern auch die folgenden, einen nach dem andern. Und als eine der Nachbarinnen sich einmal nach dem kranken Kinde umsah und bei dieser Gelegenheit fragte, warum sie das Mädchen nicht in das Armenhaus schaffen, wo es doch am besten aufgehoben wäre, antwortete Frau Käthe kurz und gut: „Das geschieht nun und nimmer, so lange ich in diesem Hause hier noch etwas zu sagen habe. Sie ist mir heute schon so lieb, als wäre sie mein eigenes Kind. Und darum bleibt sie bei uns, und wird, wie ich hoffe, noch einmal in unserem Alter unsere Stütze und Freude sein.“

Der Schmied, der diese Worte hörte, da er gerade in der Stube war, ging zu seiner Frau, schloß sie in seine Arme und sprach: „Mutter, du bist ein braves Weib! Wie du gesagt hast, so soll es nun auch geschehen, und unser Herrgott gebe seinen Segen dazu! Vergiß mir, daß ich an jenem Abend ein hartes Wortes zu dir geredet habe! Du bist und bleibst doch mein Herzensweib.“

Die beiden Ehegatten umarmten sich herzlich, und die Sache war damit abgemacht. Lenchen blieb in dem Hause, wo sie eine neue und rechte Heimat gefunden. Lasse, und es war eine Herzenslust, zu sehen, wie Frau Käthe in der Sorge für das kranke Kind und in der Freude, sie nach und nach erkranken und gänzlich genesen zu sehen, vollständig umgewandelt wurde.

Pederfen.

Ausbruch des Krieges. Große Umwälzungen auf allen Gebieten.

Bederfen geht ein Licht auf. Motto: Time is money. Er sagt seine Stellung auf. Der „Alte“ hält eine Ermahnungsrede. Bederfen grinst höhnisch. Erhebt 25 Kronen. Geht. Lebt von einer Tante 75 Kronen. Kauft 1500 Kilo Sägemehl. Kein Mensch will Sägemehl kaufen. Bederfen vor dem Ruin. Selbstmordgedanken. Kauft für den Rest des Betriebkapitals 100 Gros zurückgestellte Staatsbonds. Verkauft sie am gleichen Tag 100 Prozent Ver dienst. Verkauft am nächsten Tag das Sägemehl 1000 Prozent Ver dienst. Plaziert Betriebkapital und Gewinn in Mettmurst. Verkauft die Mettmurst nach einer Stunde mit unglücklichem Gewinn.

Direktor. Eigenes Bureau. Bodroffsweg 65, IV rechts. Firmenschild an der Tür: Carlo Henry Pederfen, Direktor und Exporteur, Briefpapier mit Firmenaufdruck. Telegramm-adresse: „Alleskäufer“. A. B. C.-Cobbe usw.

Equipierung beim Hoffschneider. Gentleman.

Die Zeit geht. Bederfen kauft weiterhin Sägemehl, Staatsbonds und Mettmurst. Außerdem Leberpaste, Zitronen- und Orangenerne, alte Gummischuhe, Hafenselle, Bierflaschen, Talglichter, Räucheraal, Gummilabsche, Taschenlampen usw.

Er verkauft alles. Kolossal Gewinn.

Umzug von Bodroffsweg 65, IV rechts nach dem Westlichen Boulevard 67, I. Zwei Fernsprecher, drei Schreibmaschinen, Parlograph, Prosurist, Bureaufräulein und eigener Rabler in Uniform.

Schwindelnde Umsätze. Bescheidene Umlaufen. Konto in der Landmannsbank.

Auto nebst Chauffeur in moosgrüner Livree mit Goldstreifen.

Es geht Bederfen ein zweites Licht auf: die Börse. Er kauft Papiere, ganz gleich welche. Verliert. Kauft andere, ganz gleich welche. Verliert. Kauft wieder und wieder. Verliert wieder und wieder.

Verabschiedet den Chauffeur und eines der Bureaufräulein. Sieht alles auf eine Karte. (O, Fortuna! O, Fortuna!) Am nächsten Tage 20 Prozent Gewinn. Am übernächsten 60 Prozent, am dritt-nächsten 5 Prozent usw.

Neuer Chauffeur. Eigene Villa. Möbel im Stile Louis' XVI., Gemäldesammlung, eine Perfer, zwei Dienstmädchen, ein Diener, eine Hausdame.

Carlo Henry Pederfen mit Frau Anita (Anna) Schmidt. Ein Perlenkollier zu 18,000 Kronen.

Verkauft alle Aktien in Bausch und Bogen. Am nächsten Tag sinken sie um 68 Prozent. Die ganze Stadt in Aufruhr. Bederfen reißt sich die Hände und taucht bei einem Champagnerfest seine Villa „Fortuna“.

Bist seine Direktor- und Exporteur-tätigkeit auf und ist nur noch Rentier und Börsenspekulant. Spitzname: „Der Millionär in Westfalischemformat.“ Ist populär, gefürchtet, bewundert, beliebt, verachtet, gehaßt.

Spekuliert Baisse. Gewinnt. Spekuliert Hauffe. Gewinnt.

Bekommt den Größenwahnsinn. Kauft 20,000. Kauft 30,000. Kauft 40,000. Kauft 50,000. Kauft 70,000. Kauft 100,000.

Weiß nicht mehr aus noch ein, kauft nur in einem fort und — ver-dient.

Weiß nicht mehr, wo er mit all dem Geld hin soll.

Verliert auf ein Brett eine halbe Million.

Zuckt mit seiner Wimper. Verliert am nächsten Tage 50,000. Bleibt eiskalt.

Am übernächsten 100,000.

Jetzt gilt es! Den letzten Der heraus! Biegen oder brechen.

Alles futsch! Futsch auch Anita Schmidt und das Perlenkollier...

— — — Bederfen kehrt reumütig zum „Alten“ zurück. — „Guten Tag!“ — Der „Alte“ hält eine Ermahnungsrede. Bederfen ist geknickt. Er hat Tränen in den Augen. Der „Alte“ erbarmt sich seiner...

Bederfen. Carlo Henry Bederfen, 21 Jahre alt. Absteigende Ohren. Gummiträger. Schwarze Fingernägel. Kaufmännischer Angestellter. Hauptbeschäftigung: Kopieren der Briefe und Bierhelen...

— Ein heller Kopf! „Sag mal, Lieberster: Bin ich wirklich die Erste, um deren Hand Du angehalten hast?“

„Das nicht, lieber Schatz; aber ich schmeiß' es Dir: Du bist die Erste, die ja' gesagt hat!“